

Jesus von Nazaret

Ein Gespräch mit Joachim Gnilka¹

Sánchez de Murillo: Herr Kollege Gnilka, Sie befassen sich seit Jahrzehnten mit der Gestalt Jesus, sind einer der besten Kenner des Neuen Testaments und haben darüber wissenschaftliche Bücher geschrieben, die internationales Ansehen genießen. Vor Augen habe ich eines der wichtigsten: *Jesus von Nazaret*.² Erlauben Sie mir, zu Beginn eine schlichte Frage zu stellen. Ist die historische Existenz Jesu wissenschaftlich sicher?

Gnilka: Wenn wir die Frage nach Jesus historisch stellen, müssen wir nach den Quellen fragen. Die Hauptquellen sind ohne Zweifel unsere Evangelien und unter diesen muß man vor allem die ältesten drei Evangelien nach Markus, Matthäus und Lukas berücksichtigen, die wir auch die synoptischen Evangelien nennen. Ferner haben wir, wenn auch wenige, außerbiblische Zeugnisse über Jesus: *Tacitus*, der über die Verfolgung der Christen in Rom schreibt, hat diese Verfolgung in Zusammenhang mit Christus gebracht. *Sueton* berichtet in der *Vita Claudii* von dem Juden edikt des Kaisers Claudius, der, so heißt es im lateinischen Text, *omnes Iudaeos impulsore Chresto Roma expulit*, also auf das Anstiften eines gewissen Chrestos habe Kaiser Claudius die Juden aus Rom vertrieben. Ohne Zweifel ist Christus gemeint, von dem er allerdings keine präzise Vorstellung hat. Der Hintergrund ist sicherlich der, daß es damals in Rom schon Judenchristen und Heidenchristen gab; irgendein Konflikt veranlaßte Claudius, gegen die Juden vorzugehen. Durch außerbiblische Zeugnisse wird die Existenz Jesu, auch sein Tod durch Pontius Pilatus, gesichert.

Sánchez de Murillo: Kann man sagen, Jesus habe genauso existiert wie etwa Nero oder Napoleon?

Gnilka: Gewiß kann man das sagen; denn er war ein wirklicher Mensch. Freilich hat man über Jesus im christlichen Bereich nie so gedacht und geschrieben. Hier hat man die Gestalt Jesu immer unter der Perspektive des Glaubens gesehen. Und aus dieser Glaubensperspektive heraus sind auch die christlichen Quellen entstanden, so daß diese Evangelien, das gilt schon für die genannten drei Synoptiker, zugleich historischer Bericht *und* Verkündigung sind. *Eduard Schillebeeckx* hat das nach meinem Dafürhalten glückliche Wort geprägt, die Evangelien seien die Geschichte von einem Lebenden.

Sánchez de Murillo: Wäre bibelwissenschaftlich folgende Formulierung annehmbar: Jesus ist eine Glaubensgestalt, die auf einer historischen Grundlage beruht; der Akzent liegt allerdings auf *Glaubensgestalt*.

¹ Das Gespräch führten Renate M. Romor und José Sánchez de Murillo. Protokollantin war Hermine Voggenreiter.

² Joachim Gnilka, *Jesus von Nazaret. Botschaft und Geschichte*. Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Supplementband III. 2. Aufl. Freiburg 1991; Taschenbuchausgabe 5. Aufl. 1997.

Gnilka: Wenn Sie sagen, »die auf einer glaubensmäßigen Grundlage beruht«, so ist es natürlich auf die Deutung der Gestalt zu beziehen. Die Existenz ist heute nicht mehr bestritten, aber das Verständnis seiner Person erfolgt angemessen erst im Glauben.

Sánchez de Murillo: Was wissen wir über seine Familie und seinen Beruf?

Gnilka: Über seine Familie wissen wir nicht allzuviel, weil die Evangelisten kein besonderes Interesse daran hatten. Wir kennen die Namen seiner Eltern, Josef und Maria, wir kennen die Namen der Herrenbrüder, wir wissen, daß er in Nazaret die meiste Zeit seines Lebens zugebracht hat und daß er, so wie Josef, den Beruf des *Tekton*, wie es im Griechischen heißt, ausgeübt hat, d.h. er hat als Zimmermann und Bauhandwerker gearbeitet.

Sánchez de Murillo: Was halten Sie von der neuen These, wonach er gebildet, aus wohlhabender Familie und Bauingenieur gewesen sein soll?

Gnilka: Etwas ähnliches habe ich schon in meinem Jesus-Buch gesagt. Tekton ist vielfach als Zimmermann – also als einer, der sich nur auf die Verarbeitung von Holz spezialisiert hat – verstanden worden. Aber wenn Sie in den Lexika der griechischen Papyrusurkunden nachschlagen, werden Sie feststellen, daß Tekton eben auch einer ist, der sich auf die Verarbeitung von Steinen versteht. Also er ist Bauhandwerker, wenn Sie es modern ausdrücken wollen, Bauingenieur.

Sánchez de Murillo: War er gebildet, seine Familie wohlhabend?

Gnilka: Von einer wohlhabenden Familie wird man mit Sicherheit nicht sprechen können. Er erhielt seine Erziehung und Bildung in der Familie und in der Synagoge. Bei einem Rabbi ging er nicht in die Schule.

Sánchez de Murillo: Wie hat er ausgesehen?

Gnilka: Das wissen wir nicht. Es gibt zwei Überlieferungen, die aber apokryphisch, d.h. historisch unzuverlässig sind. Nach der einen Überlieferung war er ein schöner, großer, strahlender Mann, nach der anderen Überlieferung aber klein und häßlich. Beides hat bestimmte Voraussetzungen. Letztere lehnt sich an den deuterojesajanischen Gottesknecht an, der von den Menschen verworfen worden und ein elender Mensch ist und von Gott erst in seine Rechte eingesetzt wird. Beide Vorstellungen sind phantasievoll ...

Sánchez de Murillo: ... und auch vom Glauben inspiriert.

Gnilka: Ja.

Sánchez de Murillo: In welchem historischen Kontext wurde er geboren?

Gnilka: Jesus hat in Israel gewirkt. Er hat den Schwerpunkt seiner öffentlichen Wirksamkeit in dem kleinen Raum Galiläa gehabt. Man kann es sogar noch enger umreißen: Das Dreieck Kafarnaum, Bethsaida, Chorazin war die Heimat des Evangeliums. Erst am Ende seines Wirkens ist er nach Jerusalem gezogen. Ob er in der Zeit seines öffentlichen Wirkens öfter als einmal in Jerusalem war, ist umstritten. Die politische Situation war eine sehr kritische. Die politische Einheit des Volkes Israel war verloren gegangen. Die Römer waren als Besatzungsmacht im Land. Der Statthalter – der bekannteste ist Pontius Pilatus – saß in Caesarea, und Israel war ge-

teilt: Vom Herrschaftsgebiet des Pontius Pilatus abgesehen, war das Land aufgeteilt auf die Söhne Herodes des Großen. Der Landesherr Jesu war Herodes Antipas, der in Sepphoris residierte, einer fünf Kilometer von Nazaret entfernten Stadt. Auch die religiöse Einheit des Volkes war verlorengegangen; denn das Judentum hatte sich aufgespalten in verschiedene Parteien, Religionsparteien, man könnte vielleicht auch von Sekten sprechen. Die meisten sind uns aus den Evangelien bekannt. Jesus setzt sich mit ihnen auseinander, die Pharisäer, die Sadduzäer, die Zeloten, die Herodianer. Und jetzt kennen wir auch die Essener. Teilweise bekämpften sich diese verschiedenen Parteien und einige von ihnen gaben vor, das wahre Israel zu sein. Letztlich war die Einheit des Judentums nur mehr dadurch hergestellt, daß sich alle diese jüdischen Parteien auf das Gesetz beriefen – wenn sie es auch unterschiedlich auslegten – und auf den Tempel als die Mitte des Kultes. Freilich, die Essener hatten sich vom Tempel zurückgezogen, weil sie meinten, daß der im Tempel vollzogene Gottesdienst ungültig geworden sei, aber sie erwarteten für die messianische Zukunft, daß dann der Tempel wiederhergestellt wird in seiner Reinheit und Gültigkeit.

Sánchez de Murillo: Wenn wir annehmen, daß die Evangelien zwar auf einer historischen Grundlage beruhen, aber im wesentlichen keinen historischen Bericht, sondern einen Glaubensentwurf darstellen, warum sollen die Apokryphen oder andere Schriften des Frühchristentums weniger »wahr« sein als die, welche die offiziell gewordene Tradition als *kanonische*, also einzig gültige Schriften annimmt?

Gnilka: Wir haben wohl einige apokryphe Evangelien, aber für diese Evangelien ist aufschlußreich, daß sie insbesondere die Zeit abzudecken versuchen, die durch die kanonischen Evangelien nicht abgedeckt werden. Sie berichten vor allem über die Kindheit Jesu, über die wir aus den Evangelien sehr wenig erfahren, und dann auch eigenartig und sehr phantasievoll über die 40 Tage zwischen Auferweckung und Himmelfahrt. Daran können Sie schon den apokryphen, den doch etwas abseitigen Charakter dieser Evangelien erkennen. Größere Bedeutung hat das im Jahr 1947 in Nag Hamadi, in Oberägypten, gefundene Thomas-Evangelium gewonnen. Es enthält nur Worte, die als Jesus-Worte ausgegeben werden. Am Anfang, in der Entdeckerfreude, hat es Wissenschaftler gegeben, die eine sehr alte Jesus-Quelle vor sich zu haben meinten. Intensivere Nachforschungen haben jedoch gezeigt, daß dieses Thomas-Evangelium auf den synoptischen Evangelien aufbaut. Es stellt eine gnostische Interpretation der Jesus-Überlieferung dar. Möglicherweise ist das eine oder andere Wort, das sich im Thomas-Evangelium findet, ein authentisches Jesus-Wort. Auch in der Apostelgeschichte haben wir ein Jesus-Wort, das in den Evangelien nicht überliefert ist (20,35). Jesus-Worte, die nicht in den kanonischen Evangelien aufgeschrieben sind, werden *Agrapha* genannt.

Sánchez de Murillo: Es gibt also den historischen Jesus, so wie er sich aus den Evangelien ergibt, und dann gibt es die Gestalt Christi, die der Glaube entwirft. Wie lange hat der historische Jesus gewirkt? Wann hat der Christus des Glaubens begonnen?

Gnilka: Die chronologische Frage läßt sich nur einigermaßen sicher beantworten. Wir sind hier insbesondere auf bestimmte Angaben des Lukas-Evangeliums angewiesen. Lukas berichtet, daß Johannes der Täufer im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius aufgetreten sei (3,1). Die Aussage bezieht sich zwar auf Johannes den Täufer, aber man kann sie auch auf Jesus, mit gewissen Abstrichen vielleicht, übertragen. Das 15. Jahr des Kaisers Tiberius läßt sich präzise berechnen. Er hat am 19. August des Jahres 14 seine Regierung angetreten. Nach der syrischen Zählung, wonach das Jahr mit dem 1. Oktober beginnt, können für das 1. Jahr des Tiberius die sechs Wochen vom 19. August bis 1. Oktober gelten, so daß das 15. Jahr die Zeit zwischen dem 1. Oktober 27 und dem 1. Oktober 28 ist. Das wäre ungefähr der Beginn des Wirkens Jesu. Wie lange dieses gedauert hat, kann nur spekulativ vermutet werden. Daß es drei Jahre gewesen sind, läßt sich nicht mit Sicherheit eruieren. Ich vermute, daß er nur sehr kurz gewirkt hat. Ein Jahr, vielleicht zwei Jahre. Was die Zeit seiner Geburt betrifft, so erfahren wir aus der Kindheitsgeschichte der Evangelien, daß sie erfolgt sei in der Regierung des Königs Herodes des Großen. Das vielleicht Erstaunliche ist, daß König Herodes im Jahre 4 »vor Christus« gestorben ist. Das heißt, Jesus muß einige Jahre vor der Zeitenwende geboren sein, vielleicht im Jahre 5 oder 6. Wenn Sie das im Hinblick auf die bevorstehende Jubiläumsfeier bedenken, haben wir das präzise Jahr 2000 wahrscheinlich schon hinter uns. Aber das soll uns nicht besonders kümmern; denn diese Verschiebung ist dadurch entstanden, daß sich der Mönch Dionysius Exiguus um einige Jahre verrechnet hat, als er 525 vom Papst Johannes I. beauftragt worden war, den christlichen Kalender aufzustellen.

Sánchez de Murillo: Der historische Jesus hat einige Jahrzehnte im Gedächtnis der Urgemeinde gelebt, bis mit der Niederschrift der Evangelien und der Apostelbriefe das durch griechisches Denken mitgeprägte Christusbild entworfen wurde, das unsere abendländische Kultur entschieden beeinflusst hat. Kann man von einem Wesensunterschied zwischen dem Jesus der Evangelien und dem Christus Pauli sprechen?

Gnilka: Das ist eine schwierige Frage. Der historische Jesus spielt in den Paulus-Briefen kaum eine Rolle. Das paulinische Evangelium konzentriert sich auf Kreuz und Auferweckung Jesu. Das Kreuz ist für den Apostel Paulus der historische Haftpunkt. Was Jesus gesagt hat, seine Worte, seine Gleichnisse, finden in den Paulus-Briefen kaum einen Widerhall. Die wichtigsten Überlieferungen hat Paulus freilich aufgenommen, etwa die Abendmahlsüberlieferung, die Überlieferung vom Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe als die Zusammenfassung des Gesetzes. Insgesamt sind es etwa fünf, sechs Jesus-Logien, die wir in den Paulus-Briefen antreffen. Wie ist diese Situation zu erklären?

Sánchez de Murillo: Vielleicht dadurch, daß es Paulus um den Entwurf eines religiösen Kulturprogramms ging, wofür er die Gestalt Jesu verwendete. Jesus war gebürtiger Jude, seine Lebensauffassung aber nichtjüdisch. Es handelte sich in der Tat um ein epochal gewichtiges *Grundphänomen*.

Gnilka: Möglicherweise hat Paulus mehr von der Jesus-Tradition gekannt, als er zu erkennen gibt. Allerdings waren zu der Zeit, als der Apostel Paulus seine Briefe schrieb, die kanonischen Evangelien noch nicht veröffentlicht. Die Jesus-Überlieferung lief in den Gemeinden um. Die Distanz oder gar das Beiseitelassen der Jesus-Überlieferung in den Paulus-Briefen hängt gewiß auch damit zusammen, daß der Apostel Paulus ein Mann der zweiten Generation ist, also nicht mehr ein Angehöriger des Kreises der Zwölf Apostel. Aber Ihre Frage zielte auf den Unterschied zwischen dem Jesus der Evangelien und dem Jesus des Paulus ab. Den Unterschied habe ich gekennzeichnet. Beide kommen freilich darin überein, daß sie den auferweckten und erhöhten Herrn verkündigen wollen. Das ist auch das grundlegende Anliegen der Evangelien. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß diese die Erinnerung an einen historischen Jesus und seine Worte in die Verkündigung mitaufnehmen, während Paulus das nicht tut.

Sánchez de Murillo: Jesus hat eine Lehre vertreten. Könnten Sie etwas zur methodischen Vermittlungsweise dieser Lehre sagen? Warum hat er in Gleichnissen gesprochen?

Gnilka: Ich würde lieber von Verkündigung als von Lehre sprechen. Er hat sich in seiner Verkündigungsweise dem Volk und den Verstehensmöglichkeiten des Volkes angeglichen. Er hat nicht wie ein Universitätsprofessor geredet, nicht akademisch gesprochen, sondern in bezwingenden Bildern seine Botschaft nahezubringen versucht. Und er hat es insbesondere in Gleichnissen getan. Im Zentrum seiner Verkündigung stand ja ohne Zweifel das Königtum Gottes oder die Herrschaft Gottes.

Sánchez de Murillo: Was ist unter Königsherrschaft Gottes gemeint?

Gnilka: Jesus hat diesen Begriff nirgendwo definiert oder das Gemeinte auf den Begriff gebracht. Er hat nicht theoretisch über dieses Reich Gottes gesprochen, sondern es in Gleichnissen dargelegt. Und er ist ein Meister in der Ausführung von Gleichnissen.

Sánchez de Murillo: Er hat nicht akademisch gelehrt. Wahrscheinlich hat er noch weniger doziert, als es in den Evangelien scheint. Aber er hat auch nicht alltäglich gesprochen. Sein Sprechen hob sich sowohl von der Sprechweise der Gelehrten als auch von der des Volkes ab. Seine Gleichnisse gehören zu den großen Meisterwerken der Weltliteratur. War Jesus nicht in erster Linie ein Dichter? Stellt er nicht etwas dar, das zum Wesen des Menschen überhaupt gehört, so daß seine Dichtung damals, heute und morgen von Gebildeten wie von Ungebildeten aller Völker gehört werden kann? Vorhin fragte ich, ob Jesus nicht als *epochales Grundphänomen* anzusehen sei. Jetzt möchte ich die weiterführende Frage stellen, ob er nicht doch ein *Tiefenphänomen* darstelle.³ Damit sind überzeitliche, seinskonstituierende Urphänomene gemeint. Von bloß struktural analysierenden Methoden, wie heute üblich, können diese Phänomene nicht erfaßt werden. Das postmoderne Strukturdenken hält sich an der *Ober-Fläche* des

³ Vgl. José Sánchez de Murillo, *Der Geist der deutschen Romantik. Der Übergang vom logischen zum dichterischen Denken und der Hervorgang der Tiefenphänomenologie*. München 1986.

Seins auf. *Dort* herrscht in der Tat uneingeschränkte Pluralität und es ist folglich alles je-weilig, unterschiedlich, zeitabhängig und wechselhaft. Es war äußerst wichtig für die Menschheit, diese Dimension zu entdecken, die Achtung vor der religiösen, ethnischen, wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Mannigfaltigkeit zu wecken und zu pflegen. Dadurch ist aber der Blick für die *ontologische* Tiefe verlorengegangen, in der erst die Wurzel, das alles Verbindende und Tragende, entdeckt werden kann. *Diese* Tiefe ist nicht zeitlich; sie stiftet erst die Zeit.⁴ Wo diese Tiefe fehlt, entsteht die Leere und Orientierungslosigkeit, die das Zeitalter der Medien so schmerzlich charakterisiert. Da geht es wesentlich, und zwar nicht nur im Fernsehen, um Talk-Shows, die durch Ausbreitung der dürftigen Besonderheit der Jeweiligkeit möglich werden. Vielleicht ist nun die Zeit gekommen, in der Philosophie, der Theologie und den Wissenschaften – ohne dabei die gewonnene Sensibilität für Pluralität zu verlieren – jene Tiefe zu entdecken und zu pflegen, die die Menschen im allgemein Menschlichen und Mensch und Natur im alles begründenden Selbigen verbindet. Erst die Dimension des übergeschichtlich Menschlichen kann die geschichtliche Kommunikation, die allgemeinen Werte in der oberflächigen Dimension der pluralen Strukturen ermöglichen. In der menschlichen Welt erscheinen zum Glück von Zeit zu Zeit solche geschichtliche Größen. Buddha, Sokrates, Jesus etwa sind genauso überepochal wie die Tiefenphänomene Wasser, Feuer, Luft und Erde. Wie die Evangelien, decken Werke wie die Upanishaden, Ilias, Die göttliche Kommödie, Don Quichotte, Faust oder Mysterium Magnum von Jakob Böhme Tiefenphänomene auf, die seinskonstitutiv sind und darum über der Laune der Zeiten souverän thronen. Sie zeigen das Wesen des Menschlichen schlechthin, das aus dem Auge verloren geht, wenn den Menschen die Stille, die Ruhe, die Gelassenheit und der Mut fehlen, sich selbst ursprünglich zu erfahren. Jesus als Tiefenphänomen zu entdecken wäre daher m.E. ein Gewinn nicht nur für die Theologie, sondern auch für die Philosophie und die Wissenschaften, für die Selbsterkenntnis des Menschen überhaupt.⁵ In dieser Richtung möchte ich meine historische Frage verstanden wissen: War Jesus nicht ein genialer Dichter, der aus den angedeuteten Gründen deshalb als göttliche Gestalt in die Geschichte eingegangen ist, weil sie in der Tat die Dimension des zeitenthobenen Göttlichen darstellt?

Gnilka: In gewissem Sinne kann man sagen, daß Jesus ein Dichter gewesen ist, ein Meister des Wortes. Er war wohl beides. Er war Prophet und Dichter oder Prophet und Weisheitslehrer. Als Prophet hat er die Verkündigung vorgetragen, die Verkündigung von der kommenden Gottesherrschaft, vom Heil, das zugesagt ist. Als Weisheitslehrer hat er das Volk belehrt, ihm sittliche Weisung gegeben und das vorgetragen, was wir in der Bergpredigt bei Matthäus nachlesen können. Aber in der Ausbildung der Gleichnisse war er ein Meister. Die Gleichnisrede ist ja schon im Juden-

⁴ Vgl. José Sánchez de Murillo, Die erste Philosophie der großen Krisenzeit. In: *prima philosophia* 3 (1990), 427–442.

⁵ Vgl. José Sánchez de Murillo, Über die Selbsterkenntnis des Menschen. München 1986.

tum, im Alten Testament, vorhanden. Wenn wir aber die Jesus-Gleichnisse insbesondere mit den rabbinischen Gleichnissen vergleichen, muß man m.E. doch sagen, daß in Bezug auf die Qualität die Jesus-Gleichnisse besser sind.

Sánchez de Murillo: Zum Kern der jesuanischen Verkündigung gehört Gottes Herrschaft, die das Heil bringt. Wie hängen diese Begriffe zusammen?

Gnilka: Die Gottesherrschaft ist das endgültige Heil, und zwar sowohl für den einzelnen Menschen als auch für die Menschheit und die Welt. Sie stellt das Endgültige, die Zukunft, die absolute Zukunft dar. In der Person Jesus sagt Gott uns dieses absolute Heil zu. Das bedeutet: Unser persönliches Schicksal, unsere Rettung, unsere Zukunft sind an Jesus gebunden. Nur er hatte die Vollmacht, diese endgültige Zusage Gottes zu verkünden. Wenn es andere tun, wenn es seine Jünger tun, wenn wir es tun, können wir das nur in der Ausrichtung auf Jesus und dem Anschluß an ihn; denn diese Herrschaft Gottes ist im zeitlichen Sinne in zwei Perspektiven zu sehen. Einmal ist sie eben die Zukunft, die in diesem Reich Gott auf uns zukommt. Letztlich ist das Reich Gottes mit Gott identisch: die zukünftige Selbstoffenbarung Gottes. Aber sie ist auch schon gegenwärtig, in Jesus schon gegenwärtig. Das will besagen, daß in Jesus uns Gott nahe kommt.

Sánchez de Murillo: Ist die Zukunft jenseitig oder diesseitig zu verstehen?

Gnilka: Die Zukunft hat schon begonnen. Die Zukunft hat mit ihm schon begonnen. Das ist die entscheidende Aussage. In ihrer Verwirklichung ist dieses Reich Gottes jenseitig zukünftig. Aber nach der Vorstellung Jesu – da schließt er sich wohl den allgemeinen Vorstellungen über das Reich Gottes im Judentum an – verwirklicht es sich auf dieser Erde.

Sánchez de Murillo: Jesus hat nie gesagt, er sei Gott. Er hat eine Lebensauffassung verkündet, wobei das Heil entscheidend ist. Geheilt hat er aber Krankheiten von Menschen. Wie man heute die Heilwunder auch immer interpretieren mag, das Phänomen ist offensichtlich: Zum Wesen der Verkündigung gehört das Leiden des Menschen. Mit Blick auf das Gleichnis vom »Barmherzigen Samariter« erinnert *Johann Baptist Metz* an einen Grundgedanken der *Politischen Theologie*: »die Anerkennung der Autorität der Leidenden«, die als höchste, über allen Pluralismen stehende, geschichtliche Instanz gelten muß. Angesichts der gegenwärtigen geschichtlichen Situation scheint mir diese Fragestellung äußerst wichtig. So sehr Pluralismus, wie schon vorhin betont, selbstverständlich und notwendig ist, so stellt er – soll alles nicht unkritisch der Zeitmode zum Opfer fallen – *wissenschaftlich und menschlich* »nicht einfach die Antwort, sondern zunächst die Frage und das Problem«. ⁶ Die epochale Dringlichkeit darf Philosophie, Theologie und Wissenschaft nicht von der eigentlichen Aufgabe ablenken, das begründende und tragende Wesentliche zu erhellen. In

⁶ So Johann Baptist Metz, Das Christentum angesichts des Pluralismus von Kultur und Religionen, in diesem Band; vgl. ebenso in diesem Jahrbuch Jörg Splett, »Die Christenheit oder Europa? Zur Frage des religiösen Pluralismus heute.

meiner Ausdrucksweise: Es handelt sich bei der Gestalt und der Botschaft Jesu um Tiefenphänomene, die den Seinskern des menschlichen Existierens überhaupt betreffen und darum jedem Pluralismus vorausgehen, ihn begründen. Darum können seine Gleichnisse auch von Menschen aufgenommen werden, die keinen Bezug zur Religion haben. Das ist bei ursprünglich menschlicher Größe stets der Fall. Ich kenne persönlich hochgebildete Menschen, die jede Art von Religion ablehnen, als überzeugte Atheisten denken und leben, aber seit Jahrzehnten mit Inbrunst den Mystiker Johannes vom Kreuz lesen. Das Tiefenphänomen *Leiden*, wozu freilich das Leiden der Natur wesenhaft gehört,⁷ steht nicht pluralistisch zur Diskussion. Es muß philosophisch und theologisch erhellt, existentiell-pädagogisch nachvollzogen werden. Denken wir den Ansatz weiter: Stellt der Mensch *als solcher* nicht das Urphänomen dar? Ungefragt geboren, um zu sterben, wird seine kurze Zeitstrecke mit zahlreichen Steinen des Leidens gepflastert und mit einigen wenigen der Freude geschmückt. Gilt diese Ursituation nicht auch für jedes Geschöpf? Bedeutet *Sein* – eben weil im Wesen Vergänglichkeit, Aufbau- und Abbauprozess, Geschehen des Sichverbrauchens, ontologische Beschränkung – nicht dann als solches *Leiden*?⁸ Jesus hat in aller Schärfe dieses Tiefenphänomen erfahren. Meine Frage: War der prophetische Dichter Jesus nicht auch ein genuiner, mutiger Existenzphilosoph, ein jüdischer Sokrates?

Gnilka: Seine Tätigkeit als Arzt oder als Wunderheiler ist sicherlich ein Ausdruck dafür, daß er das Heil des Menschen in einem umfassenden Sinne versteht: Das Heil darf nicht auf ein jenseitiges, rein spirituelles eingegrenzt werden, sondern bezieht auch die physische Existenz des Menschen, seine Leiblichkeit mit ein. Ich weiß nicht, ob man sagen kann, daß diese Hinwendung zu den Leidenden erst in unserer Zeit wahrgenommen wird; denn für Jesus selbst war es so, daß die Zuwendung zu den Kranken schlechterdings notwendig gewesen ist, um die Botschaft von Gottes Herrschaft plausibel zu machen. Er hat schon seine Jünger in diese seine Tätigkeit miteinbezogen. Und es ist seitdem die vornehmste Aufgabe aller seiner wirklichen Anhänger gewesen, sich der Not in der Welt anzunehmen. Was *Metz* sagt und was vielleicht ein neuerer Gesichtspunkt sein könnte, ist nach meinem Verständnis, daß Jesus deutlich eben nicht die Geschichte der Sieger unterschreibt. Die Geschichte wird ja immer als eine Geschichte der Sieger dargestellt. Aber Jesus war in seinem irdischen Leben kein Sieger, er ist am Kreuz gestorben und hat sich also auf diese Weise in seinem Schicksal auf die Seite der Besiegten gestellt. So hat er ihnen Hoffnung gegeben.

Sánchez de Murillo: Warum ist er getötet worden?

Gnilka: Sie fragen jetzt nach dem rechtshistorischen Hintergrund?

Sánchez de Murillo: Ja.

⁷ Vgl. in diesem Band Jürgen Moltmann, *Zerstörung und Befreiung der Erde. Zur ökologischen Theologie.*

⁸ Vgl. José Sánchez de Murillo, *Der Geist der deutschen Romantik*, 24–34.

Gnilka: Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Auf jeden Fall waren in seinem Prozeß beide Seiten mitinvolviert, die jüdische Seite wie auch die römische Seite. Es gibt ja jüdische Interpreten, die eine Beteiligung der jüdischen Seite an der Hinrichtung Jesu verneinen. Pinchas Lapide, den ich sehr schätze, hat diese Auffassung vertreten.⁹ Man kann es verstehen, wenn man die 2000jährige Geschichte des Verhältnisses Judentum/Christentum berücksichtigt, aber historisch läßt sich das nicht halten. Die Frage ist die nach der Kompetenz. Die höchste Rechtsautorität im Judentum war das Synedrium, der Hohe Rat, dem der Hohe Priester vorstand. Und das Problem ist, ob dieser Hohe Rat das *Jus gladii* besaß, das heißt die Rechtsvollmacht, ein Todesurteil auszusprechen und zu vollstrecken. Pinchas Lapide vertritt die Auffassung, daß der Hohe Rat diese Vollmacht gehabt hätte. Und er sagt dann, wenn die Juden Jesus hingerichtet hätten, wäre er gesteinigt worden. Nun ist aber Jesus gekreuzigt worden und das ist ein klarer Ausdruck dafür, daß die Römer die Vollstrecker gewesen sind. Die rechtliche Situation allerdings muß anders beurteilt werden. Es gab ein Zusammenwirken zwischen der jüdischen und der römischen Seite. Die Römer haben in den von ihnen besetzten Provinzen immer in der Weise das Recht ausgeübt, daß sie den lokalen Gerichtsbehörden die Kompetenz beließen mit Ausnahme des *Jus gladii*. Die jüdische Seite, in dem Falle der Hohe Priester *Josef Kajaphas*, hatte für Recht und Ordnung im Land zu sorgen. So mußte er wohl wahrnehmen, daß mit Jesus Unruhe in das Volk hineinkam. Der Protest, den Jesus im Jerusalemer Tempel eingelegt hat, war wohl ein besonderer Anlaß, daß man auf ihn aufmerksam wurde. Der Hohe Priester war von Rechts wegen verpflichtet, gegen Jesus vorzugehen. Das ist im Hinblick auf die Schuld der Juden eine nicht unwichtige Perspektive. Das Todesurteil über Jesus hat Pilatus gesprochen, weil er allein die Kompetenz hatte. Josef Kajaphas und Pontius Pilatus haben also zusammengewirkt. Beide sind ihrer Pflicht nachgekommen. Und Jesus wird wohl hingerichtet worden sein, weil er als Aufwiegler erschien. Die Volksmassen liefen ihm nach. Es zeigte sich vor allem in der letzten Woche bei seinem Einzug in Jerusalem. Alle Propheten, soweit sie religiöse Bewegungen auslösten, waren besonders suspekt. Alle Propheten, die die Volksmassen anzogen, erschienen den politisch Mächtigen verdächtig. Das ist wohl der Hauptgrund, warum man gegen Jesus vorgegangen ist. Er wiegelte das Volk auf.

Sánchez de Murillo: Da stellt sich der Gegensatz zwischen der frischen Offenheit des Ursprünglichen und der verbissenen Festgelegtheit des Bestehenden dar.¹⁰ Der Dichter deckt schonungslos die Heuchelei und die Korruption der Institutionen auf. Selbst wenn Jesus nicht gesprochen hätte, wäre der Konflikt unvermeidlich gewesen. Den Institutionen, die wesentlich auf Machtbefestigung ausgerichtet sind, ist eine Gestalt wie die

⁹ Der vor kurzem verstorbene Religionsphilosoph Pinchas Lapide hat zusammen mit seiner Frau Ruth an Band 3 des Edith Stein Jahrbuchs »Das Judentum« (1997) mit den Aufsätzen »Juden in Spanien« 64–73 und »Heinrich Heine, der fromme Ketzer. Jüdisch beschnitten – evangelisch getauft – katholisch getraut« 143–156 mitgewirkt.

¹⁰ Vgl. José Sánchez de Murillo, *Fundamentalethik*. München 1988, 62–78.

Jesu ein Dorn im Auge, der beseitigt werden muß. Das ist auch ein Grund-leiden des Phänomens Mensch. Jesus hat sehr oft auf seinen Tod hingewiesen. Er wußte, daß der Konflikt nur tödlich für ihn ausgehen konnte. Was sich dabei tiefenphänomenologisch zeigt, ist nicht abhängig von einer Epoche oder einer Kultur. Der Kampf zwischen dem Ursprünglichen und dem Verbrauchten durchkreuzt Familien und Gesellschaften aller Zeiten, ja die ganze Natur. Weil aber dieses Tiefenphänomen des Seins in seiner menschlichen Erscheinungsform von Jesus so radikal gelebt wurde, wird sie mit Recht als Offenbarung des Göttlichen erfahren. Wer Jesus schaute, sah in der Tat eine überzeitliche, göttliche Erscheinung. Wäre das eine auch bibelwissenschaftlich vertretbare These?

Gnilka: Ja, Sie haben jetzt sehr viele Fragen und Probleme angerührt. Zunächst einmal ein Wort zum Menschen Jesus. Vielleicht haben wir uns zu sehr daran gewöhnt, in ihm den Leidenden, den Gekreuzigten zu sehen. Man sollte aber doch bedenken, daß dieses grausame Ende eben nur sein Ende bestimmte, letztlich 24 Stunden seines Lebens ausmachte. In seinem persönlichen Leben und Existieren war Jesus ein heiterer, fröhlicher Mensch. In gewissem Sinne sogar ein sorgloser Mensch, der gern gegessen, sich mit den Leuten an den Tisch gesetzt, Wein getrunken hat ...

Sánchez de Murillo: ... Kinder und Frauen liebte ...

Gnilka: Ja, auch. Man hat ihm ja den Vorwurf des Fressers und Säufers gemacht. Was er in der Bergpredigt gesagt hat: *Sorget nicht*, ihr verderbt euer Leben, deutet darauf hin, daß er sehr wohl diesen Zusammenhang gesehen hat: Durch ein übertriebenes Sorgen verdirbt der Mensch sein eigenes Leben. Er hatte diese Heiterkeit und dieses ungezwungene Verhältnis auch zur Natur: »Betrachtet die Vögel des Himmels«. Freilich war das noch eine unverdorbene Natur. Von diesen Erfahrungen her könnte das Jesus-Bild, das etwas zu einseitig auf das Kreuz festgelegt ist, korrigiert werden.¹¹

Sánchez de Murillo: Das klingt überzeugend. Jesus, der fröhliche und zugleich scharfsinnige Dichter, der in erster Linie gerne gelebt hat. Reichtümer können erdrücken. Also weniger haben, um besser leben zu können. Man lebt, um zu leben, nicht um ein Vermögen zu verwalten. Ein äußerst intelligenter Epikuräer. Wie ist es möglich, daß man bei dieser menschlich so ursprünglichen Gestalt nur die Kreuzigung herausgestellt hat, also den Tod, der durch die Auferstehung besiegt werden mußte? Der Tod kommt von selbst, wenn er kommen muß, unsere Aufgabe ist zu leben. So hat er gedacht. Der Tod im Mittelpunkt paßt nicht zu ihm, widerspricht geradezu dem Kern seiner Botschaft, die eine fröhliche war. Wer ist verantwortlich für diese Umdeutung?

Gnilka: In gewissem Sinn wird man sagen müssen, daß für die Verschiebung dieses Jesus-Bildes der Apostel Paulus seinen Beitrag geleistet hat.

Sánchez de Murillo: Direkt gesprochen: Paulus hat von Anfang an das Christentum ideologisch umdirigiert, es in eine Richtung gebogen, die die

¹¹ Mt 11,19 par; vgl. Mt 6,25 ff.

herrschende geworden ist. Die christlichen Kirchen glauben an den mächtigen Christus von Paulus, nicht an die fröhliche Botschaft des historischen Jesus. Würden Sie dem zustimmen?

Gnilka: Ja. Ich möchte jetzt nicht konfessionell werden; dennoch meine ich, daß im katholischen Bereich Jesus doch wichtiger gewesen ist. *Bultmann* zum Beispiel war der Auffassung, die ja damals in seiner Schule weitergetragen worden ist, daß die Rückfrage nach dem historischen Jesus unerheblich sei. Diese Auffassung ist im katholischen Bereich nie vertreten worden. Man hat sich doch immer wieder um den historischen Jesus gekümmert. Freilich ist das Interesse auch bei uns zurückgegangen aufgrund wohl dieses Einflusses; denn in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ist meines Wissens kein bedeutendes Jesus-Buch geschrieben worden, zumindest nicht von einem Exegeten. Die bekannten Jesus-Bücher, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts geschrieben worden sind, stammen von Systematikern, nämlich von Karl Adam und Romano Guardini.

Sánchez de Murillo: Aus dieser Sicht ergeben sich enorme Konsequenzen. Vom historischen Jesus her wird das gesamte offizielle Christentum, mithin die weltanschauliche Grundlage der abendländischen Kultur in Frage gestellt. Denken wir z.B. an die Meinung, die sich in folgendem Satz bekundet und inhaltlich so oft in liturgischen Texten vorkommt: »*Despicere terrena et amare coelestia.*« »*Das Irdische verachten und das Himmlische lieben.*« Diese Auffassung liegt nicht nur dem Mönchtum zugrunde. Sie gehört nicht nur zu den Grundüberzeugungen des Christentums. Sie liegt den meisten Religionen und zahlreichen Philosophien zugrunde. Daß dieses Leben zeitlich zu kurz und inhaltlich leidvoll und dürftig ist und fast durchgehend von der Ungerechtigkeit beherrscht wird, weswegen es ein anderes Leben, wo der Mensch glücklich wird, und einen Gott, der die Gerechtigkeit siegen läßt, geben muß, gehört zu den Grunderfahrungen der Menschheit überhaupt. Jesus denkt, spricht und tut das genaue Gegenteil und steht mithin dem Großteil der Menschheit revolutionär gegenüber. Seine Botschaft lautet: *Das Reich Gottes ist mitten unter euch. Liebt also das Irdische, denn dieses ist das Himmlische; befreit euch von der Sorge um das, was kommen soll; liebt die Freiheit, lebt heute!* Das bedeutet Überwindung aller existentiellen Ängste und radikale Annahme der Endlichkeit. Das besagt aber auch Infragestellung von bisher Grundsätzlichem, Öffnung zum Leben hin. Mit Blick auf die Gegenwart stellt sich natürlich folgende Frage von selbst: Was würden Kirchen und Staaten mit Jesus machen, wenn er heute wiederkäme und so spräche?

Gnilka: Das ist eine Frage, die man beantworten kann, indem man versucht, die Verhältnisse von damals zu übertragen. Sicherlich hat sich da manches im Hinblick auf das Jesus-Bild sehr geändert. Diese Veränderung beginnt schon recht früh. Ich würde also einmal sagen, daß Jesus die Institution kritisiert hat. Er war nicht bloß Dichter, er war auch Prophet. Und es war die Aufgabe des Propheten, die Herrschenden und die zu Konventionen und Egoismen notwendigerweise neigenden Institutionen zu kritisieren. Und Jesus hat das mit aller Schärfe getan. Das war im übri-

gen auch ein Grund dafür, warum man gegen ihn vorgegangen ist. Er hat die Religion seiner Zeitgenossen kritisiert, die religiöse Praxis. Und wahrscheinlich würde er heute ähnliches tun, so daß wir seine Kritik ausdehnen können über heutige Institutionen hinaus, möglicherweise auf uns. Denn was er in der Bergpredigt sagt, ist ja das bleibend Aufregende und Stimulierende und auch Ärgerniserregende. Er nimmt kritisch Stellung zum Gesetz, das der Mittelpunkt der jüdischen Religion in der damaligen Zeit war. Dieses Gesetz war nicht bloß das juristische Buch, nach dem man das Rechtsleben einrichtete, sondern auch das religiöse Buch. Jesus führt es geradezu ad absurdum, wenn er antithetisch Geltendes in Frage stellt: Den Alten ist gesagt worden, jeder der tötet, soll dem Gericht verfallen sein, ich aber sage euch, wer seinem Bruder zürnt, soll dem Gericht verfallen sein (vgl. Mt 5,21 f.). Hier wird ein Delikt oder ein Vorgang, der eigentlich juristisch gar nicht faßbar ist, von Jesus hergenommen, um ihn zum Maßstab eines Gerichtes zu machen. Das heißt, er spricht nicht mehr von einem menschlichen Gericht, sondern vom Gericht Gottes. Dadurch stellt sich die Situation des Menschen, auch die religiöse Praxis des Menschen in einem ganz anderen Lichte dar. Nach Jesus ist der Mensch von innen heraus ein zu Verwandelnder. Die Institution neigt dazu, sich nach dem Gesetz zu richten, d.h. den Buchstaben zu erfüllen. Jesus hat abgehoben darauf, daß der ganze Mensch ein guter sei, der sich wandeln soll.

Sánchez de Murillo: Kommen wir zum Ursprung zurück. Wichtig war das Feiern. Wahrscheinlich noch bevor überhaupt etwas niedergeschrieben worden war, haben sich die Christen getroffen, um zu feiern. Sie schöpften Kraft und Lebenssinn aus dem Zusammensein im Namen einer Gestalt, die sie noch in ihrer Reinheit in Erinnerung hatten. Diese Überlieferung hat sich im eucharistischen Abendmahl bewahrt. Wie geschah es ursprünglich?

Gnilka: Man muß wohl davon ausgehen, daß Jesus im Laufe seiner öffentlichen Tätigkeit immer wieder mit den Menschen Mahl gehalten hat. Das ist der Ausgangspunkt. Und er hat sich übrigens ganz besonders mit jenen an einen Tisch gesetzt, die am Rande der Gesellschaft standen. Das war ein prägendes Zeichen seiner öffentlichen Tätigkeit, die auch Ärgernis erregt hat. Er hat mit Sündern zusammen gegessen. Die Eucharistie muß in einem Zusammenhang mit diesen Mählern gesehen werden. An jenem denkwürdigen Abend, da Jesus zum letzten Mal mit seinen Jüngern zu Tische saß, war er gewiß von dem Gedanken erfüllt, daß ihm der Tod bevorsteht. So hat er bei diesem Mahl etwas getan, was über sein irdisches Dasein und seine Gemeinschaft mit den Menschen hinaus wirken sollte. Die Worte, die er in dieser letzten Mahlfeier vor seinen Jüngern gesprochen hat, können einigermaßen sicher rekonstruiert werden. Er hat das Brot genommen und über das Brot gesagt: Das ist mein Leib (Mk 14,22). Das Wort ist in der deutschen Übersetzung vielleicht etwas mißverständlich. Man könnte es besser wiedergeben mit »das bin ich«, d.h. dieses Brot, das sie untereinander teilen, soll jetzt an seiner Stelle stehen.

Sánchez de Murillo: Nicht an Stelle des Leibes, sondern an Stelle seiner Person?

Gnilka: Ja, an seiner Stelle, an Stelle seiner Person. Das will heißen: So wie er während seiner öffentlichen Tätigkeit immer anwesend war bei den Mählern, soll er dann, wenn er nicht mehr da ist, durch dieses Brot, das sie untereinander teilen, vertreten werden. Dieses Verständnis ist auch für die vorösterliche Situation möglich, es ist sozusagen ein noch nicht unbedingt sakramentales Verständnis, eher ein vorsakramentales. In bezug auf das Deute-Wort über den eucharistischen Becher, haben wir zwei Versionen. Die eine Version bei Markus/Matthäus lautet: Das ist mein Blut des Bundes, vergossen für die vielen. Diese Version ist m.E. sekundär, weil sie parallelisiert ist mit dem Deute-Wort über das Brot, und auch deswegen schwierig, weil sie den Gedanken nahelegt, daß man Blut genießen muß. Das ist eine für den Juden sehr schwer nachvollziehbare Vorstellung. Deshalb ist die andere Version, die wir bei Lukas und Paulus haben, in bezug auf die historische Rekonstruktion vorzuziehen. Demnach lautet das Wort: Dieser Becher ist der neue Bund in meinem Blut, d.h. der Becher, der jetzt in der Reihe der Jünger umhergeht, den sie gemeinsam trinken. Wahrscheinlich war der gemeinsame Becher auch etwas Neues. Beim Pascha-Mahl hatte vermutlich jeder Teilnehmer seinen eigenen Becher, während Jesus den Becher kreisen läßt unter den Mahlteilnehmern. Damit schließen sie also einen neuen Bund mit Gott und untereinander.¹²

Sánchez de Murillo: Diese Deutung ist überzeugend, während die theologische Auffassung, wonach Leib und Blut materiell zu verstehen sind, schwer nachvollziehbar ist. Aber in der Form, wie es war, erscheint das eucharistische Abendmahl als eine erhabene Art, einen abgeschiedenen lieben Menschen gegenwärtig werden zu lassen.

Gnilka: Ja, wir können die Entwicklung sogar noch ein Stück weiterverfolgen. Wir müssen es allerdings historisch betrachten; denn wir haben im 1. Korintherbrief die Kritik des Paulus an den Korinthern, wie sie Eucharistie feiern. Hier ist in jedem Fall noch vorausgesetzt, daß das eucharistische Mahl mit einem Agapemahl verbunden ist. Beim Mahl Jesu freilich war es so, daß eucharistisches Brot und eucharistischer Becher am Anfang und am Ende des Mahles standen. Zwischen diesen beiden eucharistischen Gabendarreichungen hat das Sättigungsmahl, das Pascha-Mahl, stattgefunden. Im 1. Korintherbrief nach Paulus war es in Korinth schon so, daß Sättigungsmahl, Agapemahl und eucharistisches Mahl getrennt waren. Es war eine Feier, die man bei ein und derselben Zusammenkunft begangen hat, aber die Teile wurden voneinander getrennt. Die Kritik des Paulus geht in diese Richtung. Die Gemeinde war aus verschiedenen Gruppen zusammengesetzt, Herren und Sklaven. Die Sklaven mußten arbeiten und konnten erst am Schluß der Feier kommen. Sie haben vom Sättigungsmahl oft nichts mitbekommen. Die Herren werden gesagt haben, sie kriegen ja das eucharistische Mahl, das mag ihnen genügen. Da kommt also Paulus dazwischen und sagt, wie ihr Eucharistie feiert, das heißt nicht

¹² Mk 14,24 par; Lk 22,20; 1 Kor 11,25.

das Herrenmahl feiern (vgl. 1 Kor 11,17–34). So kam es zu der Entwicklung, die zum Herausfall des Agapemahls und zur vollständigen Ver selbständigung des eucharistischen Mahls führte.

Sánchez de Murillo: Hinzu kommt die spätere geschichtliche Entwicklung durch das Mittelalter und das Konzil von Trient, durch die sich das materialistische Verständnis festigt. – Ein weiteres Thema: Jesus und seine Mutter. Können Sie uns etwas dazu sagen?

Gnilka: Historisch oder theologisch?

Sánchez de Murillo: Zunächst historisch.

Gnilka: Wir wissen sehr wenig. Wir kennen ihren Namen. Während seiner öffentlichen Tätigkeit tritt sie kaum in Erscheinung. Bei Lukas ist das vielleicht relativ im stärksten Maße der Fall. Eine gewisse Distanzierung Jesu von seiner Mutter können wir gewiß wahrnehmen, weil er sich ganz seiner Tätigkeit widmet. Gelegentlich ist angedeutet, daß seine Verwandten Sorge um ihn haben. Wir haben diese eigenartige Szene im 3. Kapitel des Markus-Evangeliums, wo sie ihn zurückrufen wollen und sagen, er ist von Sinnen (3,21). Sie sehen, er reibt sich auf, sie wollen ihn wieder bei sich haben. Er aber fragt, wer sind meine Mutter, meine Brüder, meine Schwestern. Die den Willen meines Vaters tun, die sind mir Bruder und Schwester und Mutter (3,31–35). Für Maria war es sicherlich ein schmerzlicher Prozeß, die Entwicklung ihres Sohnes zu sehen, dem Kreuzestod zuzusehen.

Sánchez de Murillo: Wie kann die Jungfräulichkeit biblisch sinnvoll verstanden werden? Das physiologische Verständnis ist hier, genauso wie bei der Eucharistie-Deutung, eine spätere, die im Hinblick auf den Lebensvorgang und auf die real existierende und gebärende Frau äußerst bedenklich ist.

Gnilka: Die jungfräuliche Geburt oder besser die Jungfräulichkeit Mariens kann auch in diesem Sinne verstanden werden, daß sie eine Haltung voraussetzt, die sich ganz Gott ausliefert. Da ist ein Mensch, der sich bedingungslos dem Willen Gottes anvertraut und alles von ihm annimmt.

Sánchez de Murillo: Diese Deutung ist genauso überzeugend wie die der Eucharistie. Sie läßt m.E. das mythologische Verständnis zu, wonach die Befruchtung des jungfräulichen Weibes durch die Liebe (Geist) des männlichen Gottes, die Präsenz des Weiblichen am Ursprung der Gottheit bedeutet. Maria, Mutter Gottes besagte demnach: Das Männliche und das Weibliche sind gleichursprüngliche Momente des Göttlichen, woraus alles Leben hervorgeht. Liebend wird der Geist Leib, d.h. Same, der durch die offene Reinheit des Weiblichen und in ihm zum Menschen wird. Dadurch wird der göttliche Ursprung der sexuellen Vereinigung von Mann und Frau hervorgehoben.¹³ – Ein weiteres wichtiges Thema lautet: Jünger, Nachfolge, Lebensstil. Gibt es nicht schon »Nachfolge« im rabbinischen Judentum? Was ist das Neue bei Jesus?

¹³ Vgl. José Sánchez de Murillo, Vom Wesen des Weiblichen. In: Edith Stein Jahrbuch 3 (1996), 68–103.

Gnilka: Jesus hat Jünger in seine Nachfolge gerufen. Jüngerschaft und Nachfolge gab es auch im rabbinischen Judentum. Doch bestehen wesentliche Unterschiede. Der Rabbi-Schüler sucht sich seinen Meister aus. In der Nachfolge Jesu geht die Initiative von ihm aus. Er ruft in seine Nachfolge. In den Berufungsgeschichten der Evangelien kommt dies klar zum Ausdruck. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß der Rabbi-Schüler nur eine Zeitlang bei seinem Meister in die Schule geht und dann selbst Rabbi wird. Der Jesusjünger bleibt sein ganzes Leben in der Schule Jesu. Jesusnachfolge bedeutet Lebens- und Schicksalsgemeinschaft. Der Jesusjünger übernimmt auch eine Aufgabe, nämlich Menschenfischer zu werden, das heißt, die Botschaft Jesu weiterzusagen. In seinem Lebensstil soll er Jesus ähnlich werden, die Armen und Ausgestoßenen nicht vergessen und die Güter mit ihnen teilen. Übrigens gab es auch Jesusjüngerinnen. Die bekannteste ist Maria von Magdala.

Sánchez de Murillo: Kann das Petrusamt biblisch begründet werden?

Gnilka: Das Petrusamt kann biblisch begründet werden mit Mt 16,18: »Du bist Petrus, der Fels und auf diesem Felsen werde ich meine Kirche bauen.« Der Petrusdienst ist auch ganz unbestritten, nicht aber die Frage nach der Nachfolge des Petrusamtes. Das ist ein weitreichendes historisches Problem, das bis in die alte Kirchengeschichte hineinreicht. Aber es gibt Andeutungen; ich habe das in meinem Matthäus-Kommentar aufzuzeigen versucht.¹⁴ Die Petrus übertragene Vollmacht: »Was du auf Erden binden und lösen wirst, soll auch im Himmel gebunden und gelöst sein«, lesen wir auch in Mt 18,18, wo sie an einen größeren Kreis, an die Apostel, an die Jüngerschaft gerichtet ist. Hier ist angedeutet, daß der Petrusdienst notwendig ist, damit die Jesus-Tradition erhalten bleibt und wir uns immer wieder auf die Ursprünge zurückbesinnen. Gleichzeitig ist zu verstehen gegeben, daß die Vollmacht auf ein Kollegium übergeht, das an die Stelle des einzelnen tritt.

Sánchez de Murillo: Ist das aber noch der historische Jesus oder gehört das Petrusamt nicht zum Christus des Glaubens? Der Gedanke einer Kirche ist m.E. mit der Lebensauffassung des Dichters Jesus kaum vereinbar. Er muß später entstanden sein.

Gnilka: Das Petrusamt ist nachösterlich, das ist sicherlich richtig. Freilich hat sich Jesus jetzt nicht an einzelne gewandt. Man darf die Botschaft Jesu nicht individualisieren, wie das zum Teil bei Bultmann in seiner existentialen Interpretation erfolgt ist. Zum Messias gehört ein Volk. Die »Kirche« Jesu war das Volk Israel. Die Kirche mit dem Petrusamt entsteht nachösterlich, wie auch das Amt in der Kirche sich nachösterlich entwickelt, und zwar das Amt der Presbyter (Ältesten) in judenchristlichen Gemeinden, das Amt der Episkopen und Diakone in paulinisch-heidenchristlichen Gemeinden, bei Paulus noch eingefügt in das charismatische Gemeindemodell, in das alle Gemeindemitglieder einbezogen sind.¹⁵

¹⁴ Vgl. Joachim Gnilka, Das Matthäusevangelium. Band 2. Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament. 3. Aufl., Freiburg 1993, 46–80.

¹⁵ Ein alter Beleg dürfte Apg 15,6 sein; vgl. Phil 1,1.

Sánchez de Murillo: Aber Jesus hat sich nicht als Messias bezeichnet. Gehört diese Kategorie nicht eher zum paulinischen Christusbild?

Gnilka: Ich würde schon sagen, daß die Kategorie des prophetischen Messias am besten auf ihn paßt. Natürlich nicht im Sinne der landläufigen Erwartung, aber er ist eben doch jener, der den Willen Gottes ausgelegt hat und an den unser Heil gebunden ist. Davon haben wir schon gesprochen.

Sánchez de Murillo: War Jesus verheiratet?

Gnilka: Das läßt sich nicht nachweisen. In einem, in Australien erschienenen Jesusbuch wird behauptet, Jesus sei fünfmal verheiratet gewesen. Aber das ist an den Haaren herbeigezogen.

Sánchez de Murillo: Hatte der unverheiratete Jesus vielleicht mehrere Frauen? Das würde zu ihm passen, aber kein Zölibat. Der Dichter ohne Frauen ist undenkbar.

Gnilka: Das ist völlig beliebig. Belegen kann man das alles nicht. Das Matthäusevangelium überliefert ein Schimpfwort, das man Jesus gegeben hat: Es gibt solche, die von Geburt an Eunuchen sind, und solche, die von Menschen zu Eunuchen gemacht worden sind. Es gibt solche, die um des Himmelreiches willen sich selbst zu Eunuchen gemacht haben (vgl. 19,12). Es ist ganz eigenartig, daß Jesus das Schimpfwort Eunuch gebraucht. Ich habe in meinem Jesus-Buch die Auffassung vertreten, genauso, wie man ihn Fresser und Säufer gescholten hat, hat man ihn Eunuch gescholten, weil er nicht verheiratet war.¹⁶ Es gibt im Urchristentum ein aufkommendes Ideal des ehelosen Lebens, freilich nicht verknüpft mit dem Amt im Sinn des Amtszölibates.

Sánchez de Murillo: Jesus hatte offensichtlich ein großzügiges und mehrdimensionales Verhältnis zur Geschlechtlichkeit. Außer Frauen liebte er auch einen Jungen: Johannes.

Gnilka: Im 4. Evangelium hören wir vom Lieblingsjünger. Ob er mit Johannes identisch war, ist sehr umstritten. Auf jeden Fall wird er mit der Entstehung des Evangeliums in Verbindung gebracht. In der Bultmann-Schule wurde er als idealer Jünger gedeutet, dem keine historische Existenz zukäme. Das ist zurückzuweisen. Der Name Lieblingsjünger kommt ihm zu, weil er besondere Jesustraditionen in Anspruch nimmt, die wir nur ihm verdanken.

Sánchez de Murillo: Ist das gestörte Verhältnis des Christentums zur Frau und zur Sexualität nicht auf ein persönliches Problem des Apostels Paulus zurückzuführen?

Gnilka: Für diese Entwicklung sind vor allem spätere Einflüsse zu berücksichtigen, etwa solche wie der Hellenismus, Manichäismus. Den Apostel Paulus wird man nicht als Frauenfeind bezeichnen können. Gelegentlich wurde die Auffassung vertreten, daß er Witwer gewesen sei. Seine Äußerungen über die Ehe im 1. Korintherbrief muß man auf dem historischen Hintergrund seiner Auseinandersetzung mit der korinthischen Gemeinde sehen (7,1 ff.). In dieser gab es zwei völlig divergierende Meinungen: Eine Gruppe in der Gemeinde forderte aller Wahrscheinlichkeit

¹⁶ Vgl. Joachim Gnilka, Jesus von Nazaret. 178–180.

nach die völlige sexuelle Enthaltbarkeit, auch in der Ehe, die andere wertete den Gang zur Dirne als sittlich indifferent. Beide Auffassungen weist Paulus zurück. Aus Äußerungen, die dieser doppelten Korrektur entsprechen, hat man immer wieder – aber zu Unrecht – geschlossen, daß er frauenfeindlich gewesen sei. Wenn er zur Ehelosigkeit rät, muß das im Zusammenhang mit seiner Erwartung gesehen werden, daß die Parusie Christi bevorsteht.

Sánchez de Murillo: Hatte nicht Jesus selbst seine baldige Wiederkunft angekündigt? Ist dieses Versprechen ein Jesus-Wort oder handelt es sich dabei um eine Glaubensvorstellung der Urgemeinde?

Gnilka: Jesus hat in einer endzeitlich-eschatologischen Perspektive vom Reich Gottes gesprochen und mit dessen Ankunft – in geheimnisvollen Worten – den Menschensohn erwartet (vgl. Lk 12,8). Wer dieser Menschensohn ist, hat er nicht gesagt. Die Erfahrung von Ostern hat seine Jünger zu der Erkenntnis geführt, daß Jesus dieser Menschensohn ist. Man erwartete jetzt ihn als den Menschensohn-Richter, teilweise in intensiver Naherwartung.

Sánchez de Murillo: Aus der exegetischen Forschungslage ergibt sich m.E., daß das Christus-Bild des offiziellen Christentums und der historische Mensch Jesus von Nazaret sehr verschieden sind. Die paulinische Umdeutung und frühchristliche Verwicklungen mit der griechischen Philosophie haben die Grundlage für einen Weltentwurf geliefert, der die abendländische Kultur der letzten zweitausend Jahre entscheidend beeinflusst hat.

Gnilka: Jesus ist zur Vergangenheit geworden. Es käme darauf an, ihn aus dieser Vergangenheit wieder in die Gegenwart hereinzuholen.

Sánchez de Murillo: Der paulinische Christus ist dafür gedacht, eine Machtkirche mit Weltherrschaftsansprüchen zu gründen, die den jüdischen Messianismus mit römischen Weltordnungsvorstellungen vereinigte. Daß diese Vorstellung etwa auch Mohammed als Vorbild diente, scheint mir offensichtlich zu sein. Heute werden religiöse Machtansprüche mit kritischer Sorge beobachtet. Eine parallele Situation haben wir im Bereich der Philosophie und der Wissenschaft. Die Auffassung einer Vernunft, die über allem stehen und darum alles beurteilen zu können vermeint, liegt der dominierenden Grundhaltung der modernen technischen Wissenschaften zugrunde. Der paulinische Christus und die Vernunft der abendländischen Philosophie sind Zwillinge: Sprößlinge einer Grundhaltung des Menschen, der nur in der Erd-, Welt- und Kosmosbeherrschung den Sinn seines Daseins sieht. Das Bedenkliche dieser Situation ist zur allgemeinen Sorge der Menschheit geworden. An der Wende zum dritten Jahrtausend schreien viele nach Erneuerung, andere nach einem absoluten Neubeginn, der das bisher von den technischen Wissenschaften Erreichte verantwortungsvoll im Hinblick auf das Wohl der Erde und des Menschen aufzunehmen vermöchte. Kurz: Die Philosophie braucht eine neue Vorsokratik auf weichem Boden zur Begründung einer Menschen und Welt liebenden Wissenschaft. Wäre es nicht gerade jetzt an der Zeit, ein neues Christus-Bild zu entwerfen: einen Jesus-Mythos, der die Gestalt des gütigen, le-

bensbejahenden Menschen darstellte, die weibliche Seite des Göttlichen offenlegte und zur Grundlage für eine zarte Lebensauffassung werden könnte?

Gnilka: Der Umbruch liegt m.E. nicht im Neuen Testament, auch nicht bei Paulus. Es mag sein, daß man später Paulus für die von Ihnen ange-deutete Entwicklung in Anspruch nahm. Das bedürfte einer eingehenden Untersuchung. Im Neuen Testament können wir einen anderen Umbruch beobachten, der theologisch, christologisch, ekklesiologisch von weitreichenden Folgen gewesen ist. Es ist der Umbruch, der beschrieben werden kann mit den Worten: vom verkündigenden Jesus zum verkündigten Christus. Freilich kann man diesen Schritt nicht rückgängig machen. Er war auch in gewisser Weise notwendig, weil ohne die Erfahrung von Kreuz und Auferstehung Jesu, die die Situation veränderten und die auch zur Kirche führten, Jesus möglicherweise vergessen worden wäre. Ich stimme mit Ihnen überein, daß es heute, am Ende des zweiten christlichen Millenniums, darauf ankäme, daß wir uns wieder energischer Jesus von Nazaret und seiner befreienden Botschaft zuwenden. In diesem Jahrhundert hat man zu oft vom »garstigen Graben« gesprochen, der zwischen dem verkündigenden Jesus und dem verkündigten Christus liegen würde. Auch das hat zum Vergessen Jesu geführt. Ich meine, daß wir Zugänge zu Jesus von Nazaret ausmachen und entdecken können, die uns weiterhelfen, die Kontinuität zu ihm bei aller Diskontinuität neu zu begründen. Wenn wir uns Christen nennen, uns also nach ihm benennen, können wir ihn nicht beiseite schieben. Echte Reformen können nur in der Besinnung auf die Ursprünge, das heißt letztlich auf ihn, erfolgen.

Sánchez de Murillo: Herr Kollege Gnilka, wir danken Ihnen für dieses Gespräch!